

Gespräch in der Nacht

Autor(en): **Hodel, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **25 (1945-1946)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159333>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

trägerischen Aufstieg, im Jahre 1918 büßen müssen, und es büßt noch weiter in einer der größten Tragödien, welche ein Volk je erlebt hat.

Aber das allergrößte Unglück bleibt, daß Deutschland sein geistiges Eigen verleugnet und verloren hat. Es wird ihm schwer fallen, dieses kostbare Eigen wiederzugewinnen. Und dennoch, hier ist die große Aufgabe, welche die Zukunft ihm stellt, eine Aufgabe, der Edlen wert.

Gespräch in der Nacht

Von Ernst Hodel

In meinem Kahn glitt ich dahin. Durch die alten Birken am Ufer strich der Wind. Im Mondlicht spielten schwache Wellen mit dünnen Blättern, die wie schwankende Nachen flußabwärts fuhren. Ich saß zurückgelehnt im Boot und lauschte in die Nacht. Vielleicht, sprach eine Stimme, vielleicht haben wir zu wenig gelitten, um noch hart sein zu können gegen Menschen, die vom Tode bedroht sind.

Die Stimme, die das sagte, mußte einem Mann gehören, der sich im Dunkel eines Baumes aufhielt, denn die Finsternis war so vollständig, daß kein Mensch zu sehen war.

Ist es wirklich so furchtbar? fragte eine andere Stimme, die einem Jüngling sein konnte.

An einem weichen, schmiegsamen Birkenzweig, der tief zum Wasser hing, hielt ich mich fest und lauschte.

Der Alte sprach: Ich habe es gesehen, dennoch hatte ich Mühe, zu glauben, daß soviel Elend möglich ist.

Die Häuser sind ausgebrannt. Die Straßen mit Schutt überdeckt, wo einst stolze Alleen grünten, ragen heute zersplitterte Stämme aus den Trümmern und ekler Leichengeruch streicht um die Ruinen. Fette Ratten wohnen in den Mauerlöchern und eingestürzten Gebäuden.

Menschen, bleiche Frauen, abgemagerte Kinder wandeln mit gramverzehrten Gesichtern, so als ob sie in einem Leichenhause gingen, durch die einstmals sauberen Straßen.

Kein freundliches Wort, kein freudiger Zuruf, kein Lachen klingt in der Ruinenstadt.

Wie eine schwere dunkle Wolke lastet die Zukunft über den Menschen. Der Winter naht, schon regt sich das furchtbare Gespenst des Hungers. Für die Kranken fehlen die Arzneien.

Der Alte schwieg.

An der Ufermauer zerschlugen sich kleine Wellen.

Ist es überall so? fragt der Jüngere.

Mit kleinen Unterschieden ja, erwiderte der Alte.

Zerstörungen sind überall. Ruinen bleiben Ruinen, in jeder Stadt sind sie gleich. Die Menschen aber sind verschieden. Hier kann Mut, feuriger Wille zum Aufbau der Arbeit anspornen, dort kann Mutlosigkeit und Niedergeschlagenheit herrschen, während da vielleicht verzweifelte Fröhlichkeit über die wahre Situation wegtäuschen soll.

Das Schlimmste ist Hoffnungslosigkeit, sie ist schrecklicher als der Tod. Keine Hoffnung mehr haben, heißt vergehen, heißt lebendig tot sein.

Eindringlich, überzeugt flüsterte der Jüngere:

Da müssen wir helfen, wir können Hilfe bringen!

Und wir bringen sie, fuhr der Alte ruhig fort. Wir helfen, aber was wir auch tun, ist immer wie ein kleines Salbenpflaster auf eine große Wunde. Und doch ist es schon etwas. Nur einer unser nächsten Nachbarn muß warten. Weil wir heute noch nicht wissen, was unsere Aufgabe als Mensch und Christ uns vorschreibt.

Vielleicht kommen wir dann mit unserer Hilfe zu spät? setzte er leise hinzu.

Ich lauschte, kaum wagte ich zu atmen. Ich wußte, was nun kam, was kommen mußte. Dennoch, wie ein Schlag traf mich das Wort.

Deutschland.

Der Alte sprach: Deutschen Menschen helfen, erklären viele Leute als Wahnsinn, und sehen nicht ein, daß Nichthelfen ein Wahnsinn, ja ein Verbrechen ist. Deutsch heißt für viele von uns Nationalsozialismus, und eine Hilfe an Deutschland wird einer Stärkung des Nazitums gleichgesetzt. Wie wenig Leute denken an die deutschen Menschen, an die deutschen Kinder, die unschuldig in dieses Chaos geraten sind. Wie groß ist der Irrtum, zu glauben, die deutsche Jugend werde sich an den Demokratien anklammern, wenn wir sie jetzt allein im Elend lassen.

Der Mann schien sich heftig aufzuregen, seine Worte klangen scharf und bitter.

Wie grundfalsch ist es, sich hinter politischen Einwänden und Gedanken zu verbergen, um nicht helfen zu müssen. Denken wir an das Wort Nansens, Nächstenliebe ist die beste Politik. Ist das nicht der Weg, der uns allein weiterführen kann? Es wird schwer sein, die Aufgabe, die uns wartet, zu lösen. Wir Alten werden vielleicht versagen, denn das Mißtrauen, das wir dem Andersdenkenden gegenüber empfinden, kommen wir nie mehr los. Dieses Gefühl wird sich wie eine Wand zwischen jede Verständigung schieben. Auch ihr, die ihr heute noch jung seid, werdet darunter zu leiden haben.

Der übernächsten Generation aber werden die Wege offen stehen. Sie kann die Pläne ausführen, an die wir heute fast nicht zu glauben wagen. Ihr wollen wir den Weg bereiten. Für sie, unsere Kinderkinder, ist unsere Arbeit.

Der Alte schwieg. Mir war, als sähe ich ihn vor mir, als forderte er ein Versprechen.

Jetzt jung zu sein, fuhr er nach einer Weile fort, welch unfassbares Glück. Jung zu sein, Brücken zu schlagen und den Weg vorzubereiten. O, herrliche Jugend, erkenne deine Aufgabe.

Sachte ließ ich den Birkenzweig fahren. Leise glitt mein Boot flußwärts.

Tief klang das Gehörte in mir wider. Jubelnd rief das Echo mir zurück. Brücken schlagen, Wege ebnen, daß die Menschen menschlich sein dürfen.

Mit scharfen Schlägen teilten die Ruder das Wasser. Vorwärts schoß der Kahn. Noch war das Ziel weit in der Ferne, doch es kam näher, immer näher.

Armee und Presse

Von Fritz Wanner

I.

Das Verhältnis von Armee und Presse muß sowohl den Soldaten und Bürger wie auch die Öffentlichkeit interessieren. In den folgenden Ausführungen wird versucht, das Thema unter militärischen, psychologischen und politischen Gesichtspunkten zu betrachten. Jedoch sei zum vornherein festgestellt, daß eine rein militärische Betrachtungsweise mit Absicht nicht angestrebt wird und daß deshalb auch das Problem des eigentlichen Kriegsjournalismus, wie er zur neuzeitlichen Kriegführung gehört, höchstens gestreift werden kann.

Das Ziel geht weniger dahin, die Tätigkeit und die Organisation der deutschen Propaganda-Kompagnien zu schildern oder das System der alliierten «War-Correspondents» darzustellen. Dies, obwohl sich von diesen zwei grundverschiedenen Systemen der Kriegsberichterstattung aus interessante Rückschlüsse auf die psychologische Kriegführung des Diktaturstaates und der demokratischen Völker gewinnen ließen. Auch die Vorbereitungen unseres eigenen Armee-Kommandos für die Schaffung einer Kriegspresse, bei Ausfallen unserer zivilen Zeitungen, stehen hier nicht zur Diskussion.

Immerhin muß man sich darüber klar sein, daß das System der PK-Männer, die als kommandierte Soldaten an der Front ihre Presseberichte, Filmschauen, Radioschilderungen verfaßten, nichts anderes